

Inhalt

Prolog: Ruhmlose Bastarde	7
Teil I – Jüdischer Widerstand und jüdische Rache	25
1. Jüdische Widerstandsgruppen in Deutschland	27
2. »Irgendjemand musste die Täter ja bestrafen« – Die <i>Jewish Infantry Brigade Group</i>	35
3. Eineinhalb Millionen – Juden und Jüdinnen mit der Waffe in der Hand	47
4. »Geht nicht wie Schafe zur Schlachtbank« – Widerstand in den Gettos	56
5. »Seid stark und tapfer« – Widerstand in den Konzentrationslagern	69
6. »Rache war mein Grundrecht« – Die Gruppe <i>Nakam</i> ...	80
Teil II – Das Versagen der deutschen Politik und Justiz nach 1945	101
1. »Schwarzhändler, Schieber, Wucherer« – Antisemitische Stimmung nach 1945	103
2. »Ein Toter gleich zehn Minuten Gefängnis« – Die Täter:innen vor Gericht	110

3. »Bin ich Hitler oder was?« – Die Mörder Demjanjuk, Zafke und Diess	148
4. Das größte Resozialisierungsprojekt der Geschichte – Wie die Deutschen sich mit den Deutschen versöhnten	151
5. Deutsche Raketen für Ägypten – Der BND auf Abwegen und jüdische Selbstverteidigung	181
6. »Auf einmal hatten wir so tolle Möbel« – Zur finanziellen Nicht-Wiedergutmachung	189
Teil III – Das Märchen deutsch-jüdischer Versöhnung ...	223
1. »Wir« und »die« – Fixsterne deutschen Erinnerens	225
2. Die Rache des Blut-Erlösers – Christliche und jüdische Versöhnungskonzepte	249
3. »Die Liebe ließ mich überleben« – Gute Zeitzeug:innen, schlechte Zeitzeug:innen	272
4. »Wie süß, ein kleiner Judenjunge!« – Vom christlich-jüdischen Abendland	288
Anmerkungen	309
Verzeichnis der verwendeten Bücher	359

Prolog: Ruhmlose Bastarde

Ausgemergelte Gestalten, Männer und Frauen, in zerschlissener KZ-Kleidung, etwa ein Dutzend Menschen stehen zusammen. Während einige erschöpft zurückweichen, kommt in die anderen zunehmend Bewegung. Drei Männer in der Mitte beugen sich voller Wut und mit dem Rest ihrer Kraft über eine Gestalt. Sie liegt am Boden, ganz anders gekleidet – ein KZ-Aufseher. Ein SS-Mann in Dienstrock und Stiefelhose. Die Uniform voller Schlamm, Blut läuft über den Kragenspiegel mit seinen SS-Runen und Rangabzeichen. Zusammengekrümmt, die blutigen Hände auf das Gesicht gepresst, versucht er, sich vor den auf ihn einprasselnden Tritten und Hieben zu schützen. Stumm schlagen die Umstehenden weiter auf ihn ein. Plötzlich: atemloses Gemurmel. Einige der Ausgemergelten heben ihn aus dem Schlamm, mit dem letzten bisschen an Gleichgewicht stemmen sie sich seinem Zucken und Krümmen entgegen. Sie schleppen den Körper zu einer metallenen Bahre und werfen ihn darauf. Die Bahre liegt auf Schienen, die auf kurzem Weg in einen Ofen führen, genau groß genug, einen Menschen aufzunehmen. Mit unerbittlichem Ernst schieben sie die Bahre in die Flammen. Ein Rest Leben regt sich in dem kraftlosen Körper, aus dem nun leise, hilflose Schreie dringen. Eine Ewigkeit, doch eigentlich bloß zehn Sekunden später ziehen zwei Mann den tödlichen Schlitten wieder aus dem Ofen, nur, um ihn nach kurzem Warten wieder hineinzubefördern. Das Ganze wiederholt sich einige Male, Flammen züngeln aus den Resten der Uniform, bis sich die Ofentür hinter dem über und über angekohl-

ten und mittlerweile reglosen Körper schließt. Die Gestalt eines jungen amerikanischen Offiziers löst sich aus dem Hintergrund der Szenerie. Mit versteinertem Gesicht, mühsam seine Reaktion auf das Gesehene verbergend, macht er sich an seine offiziellen Aufgaben.

Etwa zur gleichen Zeit, etwa eineinhalbtausend Kilometer weiter südlich, sitzen vier jüdische Soldaten zusammengezwängt in einem Willys Jeep der ersten Serie – zwei auf den vorderen Sitzen, zwei auf der winzigen Sitzbank dahinter. Ihr Operationsgebiet ist Norditalien. Sie gehören nicht der US-Armee an, sondern der jüdischen Brigade der britischen Armee. Offiziell tragen sie britische Uniformen mit dem *Magen David*, dem Schild Davids, dem Davidstern, schon recht ähnlich der späteren Flagge des Staates Israel. Für das, was sie vorhaben, bedienen sie sich jedoch gerne anderer Uniformen, die ihre »Jüdischkeit« nicht erkennen lassen. Ihre Körperhaltung, die angeregte Art, in der sie sich unterhalten, lassen eher an Ausflügler denken als an Gefreite und Unteroffiziere auf einer tödlichen Mission. Unter den Reifen des staubigen grünen Jeeps mit dem weißen Stern auf der Motorhaube knirscht der Schotter norditalienischer Serpentin und prasselt in die Radkästen. Im Gegensatz zu den befreiten Juden aus dem KZ sind die Männer im Jeep gut genährt, ausgebildet, ausgerüstet. Sie haben die Pogrome, die Verfolgung, das mörderische Grauen der Lager nicht am eigenen Leib erfahren. Und doch tragen sie denselben Drang nach Rache in sich, wie wohl der Großteil der Überlebenden der Shoa in den letzten Minuten ihres Lebens oder den ersten Tagen des Überlebens. Gespeist aus Geschichten und Bildern des Schreckens, mit denen sie in den vorangegangenen Monaten konfrontiert waren, ist neben die Trauer das Bedürfnis nach Rache und Vergeltung getreten – für ihren Seelenfrieden und zur Abschreckung für alle Zeiten. Seither suchen sie landauf, landab nach den Tätern, halten Augen und Ohren offen.

Nach einer halben Stunde Fahrt erreichen die Männer ein unauffälliges Haus am Rande eines kleinen Dorfes. Die Gespräche sind verstummt. Entschlossen springen sie aus dem Jeep. Einer von ihnen klopft an die alte Holztür, die kurz darauf geöffnet wird. Es erscheint eine Frau mit zu einem Kranz geflochtenen blonden Haaren, die Kleidung zu städtisch für diese bäuerliche Umgebung. »Ist dies das Haus des SS-Obersturmführers G.?« Die Frau ist zu überrascht, um zu lügen. Sie nickt und öffnet den Mund, doch bevor sie etwas sagen kann, sind die vier Männer schon in das Haus eingedrungen. Sie müssen nicht lange suchen, um den zu finden, nach dem sie seit Monaten fahnden. Er sitzt am Küchentisch. Sie teilen ihm mit, dass sie ihn zu einer Vernehmung abholen. G. wehrt sich nicht. Sie bringen ihn in den Wagen und zwingen ihn auf die Rückbank zwischen sich. Das Gefühl seines Körpers an ihren stört sie nicht, gibt es ihnen doch die Gewissheit, dass sie kurz vor dem Ziel ihrer Mission sind.

Nach kurzer Fahrt haben sie den Waldrand erreicht. Sie zerren den Mann ins Unterholz, gerade so weit, dass die Bäume einem zufällig vorbeikommenden Spaziergänger oder einer Bäuerin auf dem Weg zu ihrer Alm den Blick auf das Folgende verstellen würden. Aber noch ist es nicht so weit. Während zwei Mann G. auf die Knie stoßen, zurücktreten und gemeinsam mit dem Dritten mit gezogenen Waffen die Szene absichern, zieht der Vierte aus seiner Uniformjacke ein Blatt Papier, das er mit feierlichem Ernst entfaltet. Er verliest: »Du bist Josef G., stimmt das?« Der Mann am Boden nickt stumm. »Du hast die Einsatzgruppenaktion in R., Weißrussland, im Mai 1943 geleitet?« Wieder ein Nicken. »Du und deine Leute, ihr habt mehr als 3.000 jüdische Frauen, Männer, Kinder und Greise erschossen, verbrannt und totgeschlagen?« Jetzt bleibt G. nicht mehr stumm: »Ich habe nur den Führerbefehl ausgeführt. Das war eine rein militärische Aktion.« Ein wenig Stolz liegt in seiner Stimme, als

er hinzufügt: »Deutschland musste sich gegen die Bolschewisten wehren. Wir haben uns soldatisch einwandfrei verhalten.« Die vier Uniformierten tauschen einen Blick, und G. wird mit einem Mal bewusst, dass er nicht irgendwelche Soldaten, sondern jüdische Ankläger vor sich haben muss. Seine ihm über die Jahre so selbstverständlich gewordene Nazi-Arroganz löst sich plötzlich in nichts auf. Gegen den Versuch seines Anklägers, ihn zu unterbrechen, nimmt er einen letzten Anlauf: »Habt Mitleid mit meiner Frau und meinen Kindern!« Der Ankläger verzieht das Gesicht. »Wir verurteilen dich hiermit zum Tode, im Namen der Gerechtigkeit und des jüdischen Volkes.« Als G. noch einmal den Mund aufmachen will, um etwas zu erwidern, hallen schon die ersten Schüsse. Leblos sackt sein Körper zusammen.

Was wie Bilder aus Tarantinos *Inglourious Basterds* anmutet, hat sich tatsächlich so oder ganz ähnlich zugetragen. Die erste Szene hat Ben Ferencz geschildert, der später nicht nur Chefankläger im Einsatzgruppenprozess der Nürnberger Prozesse werden, sondern sich auch maßgeblich an der Schaffung des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag beteiligen sollte.¹ Als Offizier der US-Armee war er damals oft unter den ersten Befreier:innen² von Konzentrationslagern. Jahrzehnte danach sagte er: »Ich tat nichts, es aufzuhalten. Ich nehme an, ich hätte meine Waffe schwingen oder in die Luft schießen können, aber ich war nicht geneigt, das zu tun. Macht mich das zum Komplizen eines Mordes?«³ Das von den Nazis angerichtete Grauen, das er in den KZs vorfand, übertraf all seine Vorstellungen. So akzeptierte der Sohn jüdischer Eltern, die zwischen den beiden Weltkriegen in die USA ausgewandert waren, bei den Befreiungen die Rache der Opfer – damals und für alle Zeiten: Denn natürlich führten er und auch andere das Gesehene keiner justiziellen Bearbeitung zu. »Jemand, der nicht dabei war«, so Ferencz später, »kann niemals erfassen, wie unwirklich die Situation war.«⁴

Die zweite Szene ist von damaligen Beteiligten überliefert. Einige von ihnen sollten später in hohen Positionen beim israelischen Militär tätig werden. Es sind – wenn auch, soweit möglich, an Rechtsförmigkeit orientiert – Szenen einer blutigen Abrechnung. Szenen, die – wie überhaupt der Umstand, dass jüdische Opfer an NS-Täter:innen Vergeltung übten, statt einfach nur still zu leiden – nicht zu unserer jugendfreien und Sonntagsreden-kompatiblen deutschen Gedenkkultur passen mögen. Vielleicht aber spricht das eher gegen die Gedenkkultur als gegen die damaligen Akteur:innen. Denn ja, es gab Wut und Hass, Rache und Vergeltung. Dass diese in der Gedenkkultur keinen Platz haben, ist erstaunlich. Und nicht zuletzt ein Grund, warum ich dieses Buch geschrieben habe.

Jüdische Rache ist auch das Leitthema des Films *Inglourious Basterds* von Quentin Tarantino. Da ist einmal die Gruppe der *Basterds*, eine Schar von Kämpfern unter dem Kommando eines Colonels der US-amerikanischen Armee, die aus acht Juden und einem deutschen Renegaten besteht. Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, Nazis im besetzten Europa zu finden und zu töten. Da ist weiter der von Großbritannien mithilfe einer jüdischen Überlebenden verfolgte Plan, Top-Nazis in einem Pariser Kino während einer Vorstellung zusammen mit dem ganzen Kino zu verbrennen. Wie auch immer die Reaktionen des deutschen Publikums gewesen sein mögen: Ich bezweifle, dass sie mit denen in New York oder Tel Aviv vergleichbar waren. Denn auch wenn das Fiktionale des Films, das geradezu Märchenhafte, das schon durch den mehrfach mit der Orthografie brechenden Titel signalisiert wird, nicht zu unterschätzen ist – die Hoffnung, dass dieser Film etwas Wahres beschreiben möge, und die Gefühle, die dahinterstehen, sind für viele jüdische Menschen real. Jubel und Szenenapplaus gab es bei der Film Premiere in Tel Aviv, während auf der Leinwand jüdische Partisanen Nazis zur Strecke brachten.⁵ Ebenso begeistert waren die Reaktionen beim jüdischen Publi-

kum in New York, etwa bei einer Filmvorführung im Auditorium des *Jewish Theological Seminary* in Manhattan mit anschließender Podiumsdiskussion. Die *New York Times* berichtete damals von vereinzelt Buhrufen, ansonsten aber von lang anhaltendem Applaus, Fußestampfen und Jubelschreien.⁶ »Wow, das war ein Spaß«, rief der jüdische Religionswissenschaftler Arnold M. Eisen, als er nach dem Abspann das Podium bestieg.⁷ Und seine Kollegin Amy Kalmanofsky wies darauf hin, dass Rache durchaus eine Rolle in der jüdischen Überlieferung spiele – man denke nur an die Ägypter, die bei der Verfolgung Moses' im Roten Meer ertrinken. Der nächste Diskutant, der konservative Rabbi Jack Moline aus Atlanta, freute sich über den ersten Film (unter den mehr als 600 Filmen über den Holocaust), der die Juden als machtvoll statt als Opfer darstellt.⁸ Die deutsche *Bild* titelte ganz in diesem Sinne, wenn auch in gewohnt platter Manier und mit einem gerüttelt Maß an deutscher Nabelschau: »Endlich! Hollywood killt Hitler! – Brad Pitt killt Nazi-Monster Hitler – mit deutschen Stars: Christoph Waltz, Til Schweiger, Daniel Brühl & Co.«⁹

Am Anfang meiner Auseinandersetzung mit dem Thema steht eine familiäre Enttäuschung. Mit der Geburt der eigenen Kinder bekommt auch die Frage nach dem eigenen »Woher« eine neue Bedeutung. Hatte ich meine Familiengeschichte bisher immer nur auf mich selbst bezogen, wende und bewerte ich sie jetzt vollkommen neu – gerade als Jude und insbesondere als Nachkomme von Shoa-Überlebenden. Die Shoa ist Kulminationspunkt vieler hässlicher Stränge der europäischen Geschichte. Für mich bedeutet sie zudem die komplette materielle und emotionale Neuordnung der eigenen Familie vor meiner Zeit und bis in meine Zeit hinein. Eine Neuordnung, in der es Leerstellen gibt.

Natürlich musste es für die Überlebenden der Shoa weitergehen. Und vielleicht war die Unterdrückung des Unfassbaren,

des Unerklärlichen der einzig gangbare Weg. Für mich jedoch gibt es kein Weiterkommen, ohne zu versuchen, dieses Unfassbare, Unerklärliche zu fassen, zu erklären, für mich selbst und für meine Kinder. Auch deswegen habe ich mich auf die Suche nach Rache- und Hassgefühlen begeben.

Im Hinblick auf die familiär tradierten Emotionen und Wertvorstellungen haben mich meine Vorfahren zu diesem Punkt im Stich gelassen. Ich bin Kind und Enkel einer Shoa-überlebenden Mutter und Großmutter. Immerhin zu meinem trotzigen Trost an *Yom Kippur* geboren. Einer von gerade einmal ein paar Tausend deutsch-jüdischen Menschen, deren Vorfahren nicht aus Deutschland geflohen sind und die es trotzdem geschafft haben, zu überleben. Meine Mutter ist Jahrgang 1927 und damit geboren zwischen Anne Frank und deren älterer Schwester Margot. Manche sprechen von 3.000 bis 5.000¹⁰ Jüdinnen und Juden, die wie meine Mutter in der »Illegalität« überlebten, andere von 5.000 bis 10.000¹¹. Arno Herzig spricht von immerhin 15.000¹². So rar, so stumm: Meine Mutter hätte zu so vielem wertvolles Zeugnis ablegen können: zum Überleben, ja, aber auch zum Überlebt-Haben und vor allem zum Weiterleben zwischen all den Mördern und den noch viel zahlreicheren Mitläufern, die sich an ihren Taten nicht sonderlich störten. Doch sie hat mit der Mutter meiner Kinder in ein paar Jahren mehr über ihre und die Erlebnisse meiner Großmutter gesprochen als in all den Jahren mit mir. Was ich über die Verfolgung meiner Familie weiß, lässt sich im Kern in ein paar Sätzen zusammenfassen. Nachdem eine Hausangestellte meine Großmutter Gertrud denunziert hatte, kam sie Anfang 1945 nach Theresienstadt. Wie aufgrund der Anordnung des Reichssicherheitshauptamts vom 15. Januar 1945 auch viele andere Menschen aus »privilegierten Mischehen«.¹³ Ihr »arischer« Ehemann Friedrich, der sich einer Scheidung widersetzte, kam ins Arbeitslager Coswig. Ihr Sohn und mein Onkel Fritz, geboren 1936, waren bei einer Familie

im Umland ihrer Heimatstadt Leipzig versteckt. Und ihre Tochter Ingeborg, meine Mutter, besuchte bis zuletzt unerkannt eine von einem isländischen Ehepaar betriebene Sprachenschule im Eisenberger Mühlthal in Thüringen. Sie wohnte einen ordentlichen Fußmarsch entfernt in Bad Klosterlausnitz – ausgerechnet bei einem Nazi-Ehepaar mit zwei Töchtern.

Die Erzählungen dazu blieben merkwürdig blass. Meine Großmutter hatte über Theresienstadt, das nur etwa ein Zehntel der Insass:innen überlebte, nicht viel mehr mitzuteilen, als dass sie Laub zusammengeharkt hätten als Viehfutter, und im Mai 1945 seien dann die »schönen weißen Fiats« gekommen – Oma war Autofan und hatte als junges Mädchen schon einen Führerschein –, »mit den roten Kreuzen drauf, und dann war alles vorbei«. ¹⁴

Auch mit Onkel Fritz suchte ich das Gespräch. Er lenkte es sogleich auf die frühe DDR-Zeit, die Phase der mit seiner Schwester, meiner Mutter, geteilten Fluchterfahrung Anfang der 1950er-Jahre. Die Verfolgungsgeschichte, die sich zuvor zugetragen hatte, überging er. Offenbar war die Flucht aus der DDR die lebendigere Erinnerung und eine ebenfalls der Verarbeitung bedürftige Erfahrung, die aber viel leichter zu bewältigen war. Mir stand es nicht zu, Forderungen an ihn zu stellen.

Den Gipfel der Selbstverleugnung hat übrigens meine 1938 bereits in Schweden lebende und mit einem Schweden verheiratete Großtante Elly erklommen. Meine Großmutter hat ihr das nie verziehen. Elly weigerte sich nicht nur, ihren Eltern die Flucht nach Schweden zu ermöglichen, weil ihr sehr wohlhabender Mann – angeblich einer der reichsten in Südschweden – nun einmal überzeugter Nazi war und von ihrer Familie nichts hätte wissen wollen. Auch hielt sie vor ihrem eigenen Sohn dessen jüdische Herkunft geheim. Als dieser sie später einmal fragte, warum er beschnitten sei, antwortete sie, das

wisse sie nicht. Man habe ihn ihr wohl direkt nach der Geburt weggenommen und in diesem Zustand wieder in die Arme gelegt.

Alle Erzählungen meiner Großmutter und Mutter über die dunkelsten Jahre zwischen 1938 und 1945 decken – zählt man sie zusammen – gerade mal ein paar Wochen ab. Klar, den Rest kann man auch den Geschichtsbüchern entnehmen. Was aber dennoch und vor allem fehlte und bis heute fehlt, ist ein Anhaltspunkt in Bezug auf ihre Gefühlswelt, eine Aussage darüber, was sie während dieser Zeit und danach empfunden haben. Was sie fühlten – zwischen all den Täter:innen, die ungeschoren davonkamen. Was sie heute fühlen, hier, in Deutschland. Auch in den Zeugnissen anderer Shoa-Überlebender fand ich zu dem, was mich interessierte, erst einmal nichts oder jedenfalls nicht mehr als Andeutungen. Ich fragte mich, ob es nicht eigentlich ganz normal wäre, Hass zu empfinden. Wäre es für die Opfer, auch in meiner Familie, nicht ganz normal, Rachegefühle zu hegen oder jedenfalls gehegt zu haben? Ich fand kein Wort dazu. Intelligente, differenziert denkende und sich selbst reflektierende Menschen, alle belesen, gebildet, bewandert in mehreren Sprachen, blieben irgendwie flach und matt in ihrer Gefühlswelt. Jedenfalls in diesem Punkt.

Schön, verdammt schön zum Beispiel die Geschichte von Großonkel Curt vor 1938. Das Foto, wie er stolz vor einem Sportwagen steht, einem Steyr 430, weiß mit schwarzen Kotflügeln und Stoffdach, mit elegant geschwungenen Cabriolet-Bügeln und chromglänzenden vollflächigen Radkappen. Ironischerweise vom selben Ferdinand Porsche konstruiert, der später den Nazis ihren KdF-Wagen bauen sollte, und aus eben den Steyr-Rüstungsbetrieben, in denen später auch Internierte aus dem Konzentrationslager Mauthausen arbeiten würden.¹⁵ Daneben gab es den schwarzen Steyr-Wagen, den Curts Lebensgefährtin und Sportkameradin Fridel Hönisch (1909–

1999¹⁶), erfolgreiche Kabarettistin und Miss Leipzig 1930, von ihrem Vater und ihrem Onkel geschenkt bekommen hatte.¹⁷ Die beiden hatten sich kennengelernt, als Fridel Curt auf sein Auto ansprach. Schon bald fuhren sie zusammen: sie erst ein paarmal an einsamer Stelle ohne Führerschein, dann mit ihm bis nach Spanien. Auf dem Foto mit dem weißen Steyr steht Curt auf der Beifahrerseite, lässig seinen Ellenbogen ins offene Fenster der Beifahrertür gelegt, dunkler Autocoat, frisch frisiert, der gerade Blick des Sportfahrers, unterlegt mit einem breiten Lächeln. Hier war jemand in seinem Leben angekommen. Drei Mal – zuletzt 1935 – fuhren Fridel und Curt die Rallye Monte Carlo.

Doch so viele Kilometer die beiden auch gemeinsam zurücklegten, ins Exil folgte Fridel Curt nicht. Nachdem er 1936 für sechs Monate in Haft gekommen war, entschied sie sich zwei Jahre später im letzten Moment sogar dagegen, ihren Liebsten bei seiner Abreise zum Bahnhof zu begleiten. Am selben Abend klingelte ihr Telefon, und eine schroffe Männerstimme teilte ihr mit, hätte man sie auf dem Bahnhof gesehen, wäre sie nicht in ihre Wohnung zurückgekehrt.¹⁸ Curt verließ Deutschland 1938. Er emigrierte erst nach Kuba, dann nach Mexiko. Auf Kuba arbeitete er als Holzfäller, in Mexiko landete er in Mexiko-Stadt – in dieser Zeit Zufluchtsort zunächst für die Verfolgten und wenig später typisch in der Zeit auch die Verfolger. Damit war mein Großonkel einer der 40.000 bis 60.000 deutschen Juden und Jüdinnen, die nach Lateinamerika emigrierten, und unter den insgesamt drei Fünfteln der 1933 im Deutschen Reich lebenden jüdischen Menschen, denen die Flucht aus Deutschland gelang.¹⁹ Und er war konsequent: Er weigerte sich, jemals wieder einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen. »Mexiko ist jetzt meine Heimat geworden«, schrieb er Fridel in einem seiner letzten Briefe an sie.²⁰

Geblichen von dem großbürgerlichen Leben meiner jüdischen Vorfahren sind drei Stolpersteine in Halle: für Curts

Vater Eduard Graf, seine Mutter Clara Graf und seine Schwester Irene Schulze. Eduard war als Jude aus der Nähe von Prag nach Halle an der Saale eingewandert, hatte sich dort mit seiner aus Magdeburg stammenden jüdischen Frau Clara eine Existenz aufgebaut und eine Familie gegründet. Die Stolpersteine liegen vor der herrschaftlichen dreistöckigen Gründerzeitvilla der Familie in der Seebener Straße 177 in Halle, gleich bei der Burg Giebichenstein, zwischen dem parkartigen Zoo und der an dieser Stelle wunderschönen Saale. Es schmerzt, dass wir als Familie nicht zur Verlegung der Stolpersteine für die in den Tod getriebenen Verwandten eingeladen waren, obwohl wir doch längst in Kontakt mit der Stadt Halle standen. Nachdem sich Eduard Graf nach Entrechtung und der Enteignung seines Unternehmens bereits im Jahr 1938 in der Saale ertränkt hatte, folgte ihm 1942 seine Frau Clara in den Tod. Längst schon wohnte sie nicht mehr im enteigneten Familienanwesen. Am Tag vor ihrer angesetzten Deportation vergiftete sie sich mit Lampengas. In zynischem Verwaltungsdeutsch hatte man sie von ihrer geplanten Ermordung in Kenntnis gesetzt: »Auf Anordnung der Aufsichtsbehörde haben Sie am 19. September 1942 Ihren Wohnsitz nach Theresienstadt zu verlegen. Sie werden dort in einer Gemeinschaftsunterkunft untergebracht.«²¹ Man wusste, was zu erwarten war. 1943 suizidierte sich auch Eduards und Claras Tochter Irene, meine Großtante.

Meine Großmutter hat immer darauf bestanden, dass auch der Tod von Eltern und Schwester Morde waren, so wie der Tod der anderen sechs Millionen Jüdinnen und Juden.²² Immerhin – Clara und Irene wurden in der Zentralen Datenbank der Namen der Holocaustopfer in der israelischen Gedenkinstitution *Yad Vashem* bereits als »ermordet« geführt. Denn *Yad Vashem* hat eine im Judentum nicht unumstrittene Entscheidung getroffen und zählt auch die Suizidopfer zu den Shoa-Opfern.²³

Um die Aufnahme von Eduard in dieses Register habe ich mich gekümmert; von den sechs Millionen sind heute viereinhalb Millionen dort namentlich erfasst.²⁴ Opfer sind im Übrigen, darauf wies der allzu früh verstorbene deutsche Journalist und Autor Eike Geisel (1945–1997) ganz richtig hin, nicht nur jene, welche in den Konzentrationslagern starben, sondern schon alle, die dort leben mussten.²⁵

Ein einziger Ausbruch von Hass bei meiner Mutter, nur eine Sekunde lang. Als ich sie das einzige Mal in ihrem Leben fluchen hörte, damals schon jenseits der achtzig. Da bezeichnete sie einen verstorbenen, von der Universität und Stadt Göttingen hochdekorierten Professor, seinerzeit ein engagierter Nazi-Rechtswissenschaftler, als »Dreckschwein«: Franz Wieacker (1908–1994) war seit 1937 Mitglied der NSDAP und einer Reihe anderer NS-Organisationen²⁶ gewesen – vor allem der *Akademie für deutsches Recht* (gegründet durch Reichsjustizkommissar Hans Frank²⁷), wo er sich ganz im nationalsozialistischen Sinne und in herausgehobener Funktion für »Reformen« des Jugendrechts, des Jugendstrafrechts und des Jugendpflege-rechts einsetzte.²⁸ An anderer Stelle hatte er die Ansicht vertreten, Richter sollten sich weniger am Gesetz als am Führerwillen orientieren.²⁹ Und schließlich hatte er sich in erkennbarer Anlehnung an das »Gesetz zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Volkes« vom 18. Oktober 1935 für »objektive Ehescheidungsgründe« zum Schutz des »deutschen Blutes« starkgemacht.³⁰ Etwas, das – wie auch die von ihm verlangte Orientierung am Führerwillen selbst – von der NS-Rechtsetzung zum Glück nie übernommen wurde: Denn wären Friedrich und Großmutter Gertrud »objektiv« geschieden worden, so wäre Gertruds Schutz durch eine Mischehe weggefallen. Sie wäre dann sehr wahrscheinlich nicht erst spät nach Theresienstadt, sondern viel früher etwa nach Auschwitz deportiert wor-

LESEPROBE

aus

Achim Doerfer

Irgendjemand musste die Täter ja bestrafen

Die Rache der Juden, das Versagen der deutschen Justiz nach 1945 und das Märchen deutsch-jüdischer Versöhnung

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltliche Aussagen trägt die Autorin die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden Sie weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Bonn 2023

Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung

Adenauerallee 86, 53113 Bonn

© 2021, 2023 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln